Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 17 (2010)
Heft: 195

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

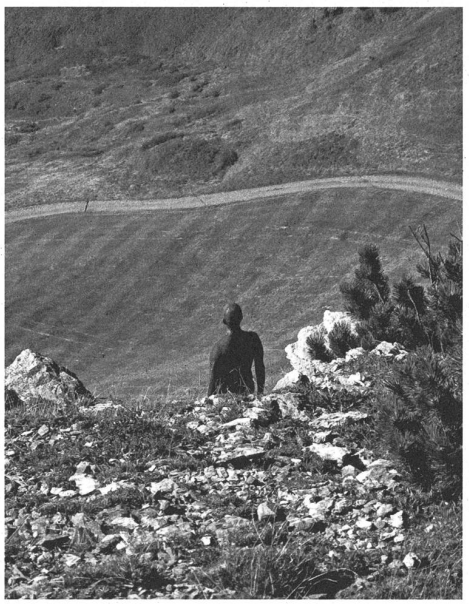
VORARLBERG

Das Mass aller Dinge

Seit ich zur Überzeugung gelangt bin, dass die zeitgenössische Kunstszene vom Kunstgewerbe dominiert wird, das sich nur wegen seiner ungewöhnlichen Formate als Kunst ausgeben kann, erspare ich mir den Besuch der meisten aktuellen Vernissagen und Ausstellungen. So wollte ich es auch mit «Horizon Field» von Antony Gormley halten. Aber dann erzählten mir unabhängig voneinander zwei Personen, von denen ich wusste, dass sie weder mit Kunst noch mit Bergwandern viel am Hut haben, wie tief beeindruckt sie bei einer Wanderung vom Anblick dieser alpinen Installation gewesen seien.

«Horizon Field» sind hundert gusseiserne Männerfiguren, die auf 2039 Meter über Meer in einem Gebiet von 150 Quadratkilometern im Vorarlberger Siedlungsbereich der Walser (Arlberg, Klostertal, hinterer Bregenzerwald und Kleinwalsertal) mittels Hubschrauber so gesetzt wurden, dass man von jeder Figur aus mindestens eine weitere sehen kann. Sie stehen in Entfernungen von sechzig Metern bis zu mehreren Kilometern auseinander. Gormley sprach von «einer gut zugänglichen Höhe, die zugleich dem Alltag enthoben ist», und erklärte die Figuren, die nach zwei Jahren wieder entfernt werden sollen, zu «Wächtern in Raum und Zeit» an Orten, «wo ein Mensch erstmals gewesen ist oder gewesen sein könnte». Die Journalisten verzapften zusätzlich, die Installation werde «den Naturgewalten, unterschiedlichen Lichtverhältnissen und dem Jahreszeitenwechsel unterworfen sein und dadurch immer wieder neue Wahrnehmungen und Eindrücke ermöglichen». Diese Plattitüde gilt allerdings für jede beliebige Landschaft.

Aber was soll's. Eine der wenigen sinnvollen Regeln der Kunstbetrachtung ist die, dass man sich immer die Originale ansehen muss, sonst kann man nichts dazu sagen. Und ich wollte eh wieder einmal nach Lech, wo auf der Kriegeralpe die grösste Dichte von Gormley-Figuren gegeben ist. Meine beiden Konfidenten hatten den Lift benützt, um sich den Anstieg zu ersparen. Meine Frau und ich wanderten von Lech zur Kriegeralpe, meistens abseits des Serpentinenweges ziemlich gerade die Skipiste hinauf. Trotz des prächtigen Herbstwetters waren an diesem Sonntag wenig Leute unterwegs. Als wir ein paar von ihnen fragten, ob sie wüssten, wo genau die Gormley-Figuren seien, stellte sich heraus, dass sie noch nie davon gehört hatten. Erst nach der Bergstation des Lifts, wo man um



Kunst in den Alpen. Bild: Kurt Bracharz

die nächste Kuppe herum die erste Figur sehen konnte, trafen wir andere Gormley-Touristen.

Und? Wie tief war ich beeindruckt, als ich nach der Wegkurve die erste Figur sah? Später die zweite und, in der Nähe eines Teiches für die Schneekanonen, nach und nach fünf weitere? Nun, nicht gerade übermässig. Zum üblichen Berggefühl bei Wanderungen in jener Höhenlage kam eigentlich nur eine gewisse Befriedigung, dass Gormleys Eisenmänner nicht das Auge beleidigen, sondern sich sehr gut in die Landschaft einfügen. Jedenfalls besser als die Liftstationen, die Schneekanonen, die künstlichen Teiche und alle anderen «Schmuckstücke» unserer Berge. Das kommt daher, dass die Figuren eben nur lebensgross und unauffällig gefärbt sind und keine auffälligen Gesten zeigen – sie stehen mit hängenden Armen da.

Ich gestehe, dass ich mir tatsächlich etwas nicht Vorhersehbares gedacht habe bei ihrer Betrachtung. Mir kam Protagoras berühmter Satz «Der Mensch ist das Mass aller Dinge» in den Sinn. Ein bisschen fühlte ich mich auch an chinesische Landschaftsmalerei erinnert, bei der die Menschen vor den Bergen ja immer klein dargestellt werden – der Realität entsprechend. Da der Vorsokratiker Protagoras zu dem Schluss gekommen war, dass es ihm unmöglich sei, zu wissen, ob die Götter existierten oder nicht, und folglich alles nur aus Menschenperspektive erkannt und bewertet werden könne, war er nicht nur der Urvater der Erkenntnistheorie und des Agnostizismus, sondern wohl auch einer der ersten Aufklärer. Klar, dass er aus Athen verbannt und seine Schriften vernichtet wurden. Man kennt ihn nur durch seine Erwähnung bei Platon. Aber immerhin, Gormleys Männer in den Bergen haben mich zum Nachdenken über die Anfänge der griechischen Philosophie gebracht. Bei Jeff Koons' Plastikfiguren oder bei den Plüschtieren von Cosima von Bonin (derzeit im Bregenzer Kunsthaus) kann ich mir ähnliches kaum vorstellen.

KURT BRACHARZ, 1947,
arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

RHEINTAL

Es lugget weiter im Blätterwald

Im Kanton St.Gallen galt der Blätterwald als besonders dicht. Seit den sechziger Jahren und beschleunigt ab den Achtzigern, nahm die Zahl der Zeitungstitel aber rapide ab. Mit Wehmut erinnern wir uns daran, dass bis vor wenigen Jahren über eine Veranstaltung in der Stadt St.Gallen am nächsten Tag drei völlig verschiedene Berichte gelesen werden konnten: in der «Ostschweizer Arbeiterzeitung», in der «Ostschweiz» und im «St.Galler Tagblatt». Im Rheintal konnten sich bis heute zwei Tageszeitungen halten: «Der Rheintaler» mit einer Auflage von 11'213 und die «Rheintalische Volkszeitung» (6021). Die grössere erscheint mit einem Mantel des «St.Galler Tagblatt». Die kleinere wurde einmal als «letztes Widerstandsnest, das sich der Expansion von ‹St.Galler Tagblatt› und ‹Südostschweiz› entziehen konnte», bezeichnet.
«Der Rheintaler» und die «Rheintalische Volkszeitung» gibt es seit über 150 Jahren. Früher waren vor allem die Gegensätze, hier katholisch-konservativ, dort evangelisch-freisinnig, spürbar. Das ist passé. Im Lokalteil sind sie aber völlig verschieden geblieben.

Auch für Insider völlig überraschend wurde Ende August bekannt gegeben, dass es ab 1. Januar nur noch eine Zeitung geben werde. Die «Rheintalische Volkszeitung» wird vom «Rheintaler» «geschluckt». Das offizielle Communiqué tönt natürlich harmloser: «Die Zeitungsaktivitäten in ein gemeinsames Unternehmen einbringen.» Bemerkenswerterweise hat es dazu bis jetzt noch keinen einzigen Leserbrief gegeben.

Gerade in wichtigen Fragen ergänzen sich die beiden Zeitungen. Einmal bietet die eine einen Zusatz-Aspekt; dann recherchiert die andere – und sei es nur, damit ihr nicht die Konkurrenz zuvorkommt. Der Blick auf die Region ist je nach Redaktion ein anderer. Auch der Blick auf die Nachbarregionen. Unterschiedlich auch die Art, wie das lokale und regionale «Gemüse» angerichtet wird. Bei der einen Redaktion eher straffend, bei der anderen ziemlich

üppig. Egal, ob man sich über all die Vereinsberichte manchmal ärgert, über die ellenlangen, staubtrockenen Mitteilungen der Gemeinderatskanzleien oder den ausufernden Regionalsport, immer gibt es Perlen.

Ab 1. Januar 2011 soll also nur noch eine Zeitung erscheinen. Der Lokalteil wird der gleiche sein. Man wolle einen einzigen Zeitungsverlag haben und Synergien müssten genutzt werden, liessen die beiden Unternehmen verlauten. Doch interessanterweise wird nur der Lokalteil gemeinsam gemacht. Der Mantel mit Nationalem, Internationalem und Sport erhalten «Der Rheintaler» und die «Volkszeitung» in separater Form. Auch dies ist eine Besonderheit, die aber nichts bringt, denn eine Regionalzeitung hat man ja in erster Linie wegen dem Lokalen und Regionalen abonniert. Offenbar bestehen auf beiden Seiten langfristige Verträge zur Abnahme der Mantelseiten.

Momentan deutet also alles darauf hin, dass die bisherige «Rheintalische Volkszeitung» auf Ende Jahr verschwindet. Und doch gibt es noch eine Unbekannte: Bei der «Rheintalischen Volkszeitung» müssen die Aktionäre am 16. November ihren Segen geben. Noch ist es ruhig. Doch ein Aufstand wäre nichts Neues: Bereits 1993, als erstmals eine Fusion mit dem «Rheintaler» anstand, sagten die Aktionäre nein. Und ein paar Jahre vorher, als die «Ostschweiz» die «Rheintalische Volkszeitung» übernehmen wollte, widersetzten sich die Aktionäre ihrem Verwaltungsrat und gaben der «Ostschweiz» einen Korb.

Egal, wie es herauskommt, ein Verlust ist es auf jeden Fall. Vermutlich ist es wie bei einer alten Tante. Man nimmt ihre Dienste gerne entgegen, profitiert von ihrer Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft. Doch richtig schätzt man sie erst, wenn es sie nicht mehr gibt.

MEINRAD GSCHWEND, 1958,
freier Journalist in Altstätten, politisiert für die Grünen im St.Galler Kantonsrat.

APPENZELL

Die Muuh

Mitte September bis fast Mitte Oktober sind sie voll davon, die Zeitungen: «Rinderstyling für die Arena», «Schöne Rücken, die entzücken», «Bernina: Miss mit schönstem Euter», «Mix aus Kuh-Muhen und Zäuerli», «Wilma ist die Schönste», «Fitnesskühe mit gutem Fundament», «Strasse wegen Viehschau gesperrt», «Ein Höhepunkt des Jahres», «Grüner Teppich für Speicherer Kühe», «Hilft der Klaps nicht – nützt nur noch Gelassenheit».

«Die braune Lisel kenn ich am Geläut», sagt Seppi in der ersten Szene im ersten Aufzug von Schillers «Wilhelm Tell». Seit Jahren, seit Jahrhunderten gehört sie zu uns – und zu uns Appenzellern noch ein bisschen mehr: Es heisst, dass es in unserem Ländli keinen Punkt gebe, von dem aus man keine Kuh sehen könne.

Ein Selbstversuch: Die Leine für den Hund liegt im ehemaligen Kuhstall des Appenzellerhäuschens, in dem ich wohne. Praktisch ein solcher Kuhstall. Nur etwas niedrig ist er und dunkel; die armen Kühe. Die Futterkrippe ist noch intakt, der Halsbaum ist da, die Krippsprossen fehlen, dafür gibt es das Krippholz noch – mit Löchern versehen für die Ketten. Fast höre ich die Ketten rasseln, sehe die Schwänze angebunden am Tragbaum in der Mitte. Den Fuss im Kotgang, der Rinne, die den «Blotter» sammelt, erinnere ich mich, wie ich früher, im Haus meiner Eltern, selbst noch den Mist weggestossen hatte, durch den Stallgang, den Striichel. Das war nur wenige Male der Fall, die Rinder gehörten nicht uns, sie gehörten dem Pächter, der jeweils auf den Viehschauen die schönsten Kühe hatte; der es ernst meinte und ernst nahm, wenn es um das alljährliche Stelldichein ging.

Ich schnalle die Hundeleine um, rufe meinem Bläss-Mischling und jogge los: Kuhhag auf, Kuhhag zu, muuh. Die trägen Rindviecher schauen mich an. Der Hund wedelt, ihm gefällt der Gang durch die Herde. In früheren Jahren hat er jeweils reagiert auf mein im richtigen Tonfall artikuliertes «Wo-ist-die-Muuh?», ist losgeschossen, hat gebellt und hat die Viecher zusammengetrieben. Instinkt. Ich muss lachen, weil ich gerade daran gedacht habe, dass sich im Heinrichsbad in Herisau vor 160 Jahren die Leute über den Kuhställen schlafen gelegt haben, um den Kuhmist einzuatmen und davon gesund zu werden. Vermutlich fühle ich mich befreit und glücklich, weil ich so häufig an Miststöcken vorbeirenne. Auf dem Bauernhof vor mir sind Plaketten an die Stallwand genagelt: Brown Swiss. Schweizer Braunvieh, schweres, grosses, euterkräftiges, das im Sommer pro Tag bis siebzig Kilogramm Gras frisst, im Winter zwanzig Kilogramm Heu und zwei bis drei Kilogramm Kraftfutter. Sechs bis zehnmal täglich lässt die Kuh einen Fladen fallen; das macht pro Tag 35 Kilogramm Fladen. Die Kühe auf dem Bauernhof vor mir sind hornlos und tragen ein Halsband mit Chip, das unter anderem eine individuelle Kraftfutterversorgung an extra hierfür eingerichteten Kraftfutterstationen ermöglicht. Auch gemolken wird industriell.

«Industriell» ist das Stichwort, das mich beim Blick auf das Kuh-Defilee nicht loslässt, im September, während ich mit meinem Auto auf der Kasernenstrasse in Herisau festsitze und leise vor mich hinfluche, weil die gemächlichen Kühe dafür sorgen, dass ich tüchtig zu spät komme. «Hilft der Klaps nicht – nützt nur noch Gelassenheit».

«La vache qui rit», Postkarte von 1899.
Bild: Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden

HEIDI EISENHUT, 1976,
Historikerin und Leiterin Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.

THURGAU

Coole Westen statt Chippendales

Seit kurzem ist das Frauenfelder Jazzfestival (Generations) Geschichte. Seit kurzem ist der Siedlungs- und Verkehrsrichtplan für die Agglomeration Frauenfeld in der öffentlichen Vernehmlassung. Seit kurzem stehen die beiden bekanntesten Thurgauer Fussballvereine in ihrer jeweiligen Liga zuoberst. Es geschieht viel, Frauenfeld verkauft sich gut. Die Familien, die kinderlosen Doppelverdiener-Paare und die Firmen kommen von Zürich nach Frauenfeld, weil man hier eben auch in Bahnhofsnähe schön wohnen kann, weil Wirtschaftsförderung nicht nur eine leere Phrase ist, weil schon die Kids in eine Auseinandersetzung mit dem Wesen der Kunst treten, wenn sie die von Max Bottini gestalteten Verkehrssicherheits-Leuchtwesten mit Wespen-Schreckmuster (zur Abschreckung von Autofahrern) tragen. Deshalb ist die Standortförderung auch kein Hauptthema für die SP an den nächsten Gemeinderatswahlen im 2011.

Ein lieber Freund von mir hat es ex negativo formuliert: Da könne man sich ja grad umbringen, wenn man in Amriswil leben müsse. Das ist vielleicht doch etwas zu viel Oberthurgau-Bashing. Item. Die Wespen-Leuchtwesten sollen in Zukunft im ganzen Kanton zum Einsatz kommen. Coole Musiker aus New York und Wien lassen sich aber meistens nur in Frauenfeld blicken. Amriswil wird von den Chippendales besucht. Und wenn in zwei Jahren das nächste «Generations» steigt, vielleicht mit mir zum sechsten Mal als Jazzmusiker-Chauffeur, wird der FC Kreuzlingen allenfalls schon in der Nati B spielen und der rivalisierende FC Frauenfeld vielleicht immer noch in der regionalen 2. Liga, vielleicht auch in der 1. Liga.

Und in zwei Jahren wird man wohl auch sehen, wie sich der neue Siedlungs- und Verkehrsrichtplan anbahnt: Über 32'000 Einwohnerinnen und Einwohner, knapp 25'000 Arbeitsplätze für die Agglo Frauenfeld (Frauenfeld, Gachnang, Felben-Wellhausen) im Jahre 2030 sind ordentliche Zahlen. Man hat was vor. Die mittlerweile beschlossene grossräumige, aber nicht grossräumigste, Entlastungsstrasse wird wohl viel Feuerschutz von den kurz- bis mittelfristig realisierbaren flankierenden Massnahmen benötigen. Wichtig ist, dass die Zukunft über die Stadtgrenzen hinaus entwickelt wird. Bei der grossen Strasse braucht es bei mir allerdings noch ein wenig Überzeugungsarbeit. Wenigstens würden die 200 Millionen Franken mitunter auch der regionalen Wirtschaft zugutekommen. Das passt den Gewerkschaften, weil es Arbeitsplätze sichert. Und Frauenfeld hat ja das Geld.

BAUEN IM DORF

30. OKTOBER 2010 –
30. JANUAR 2011

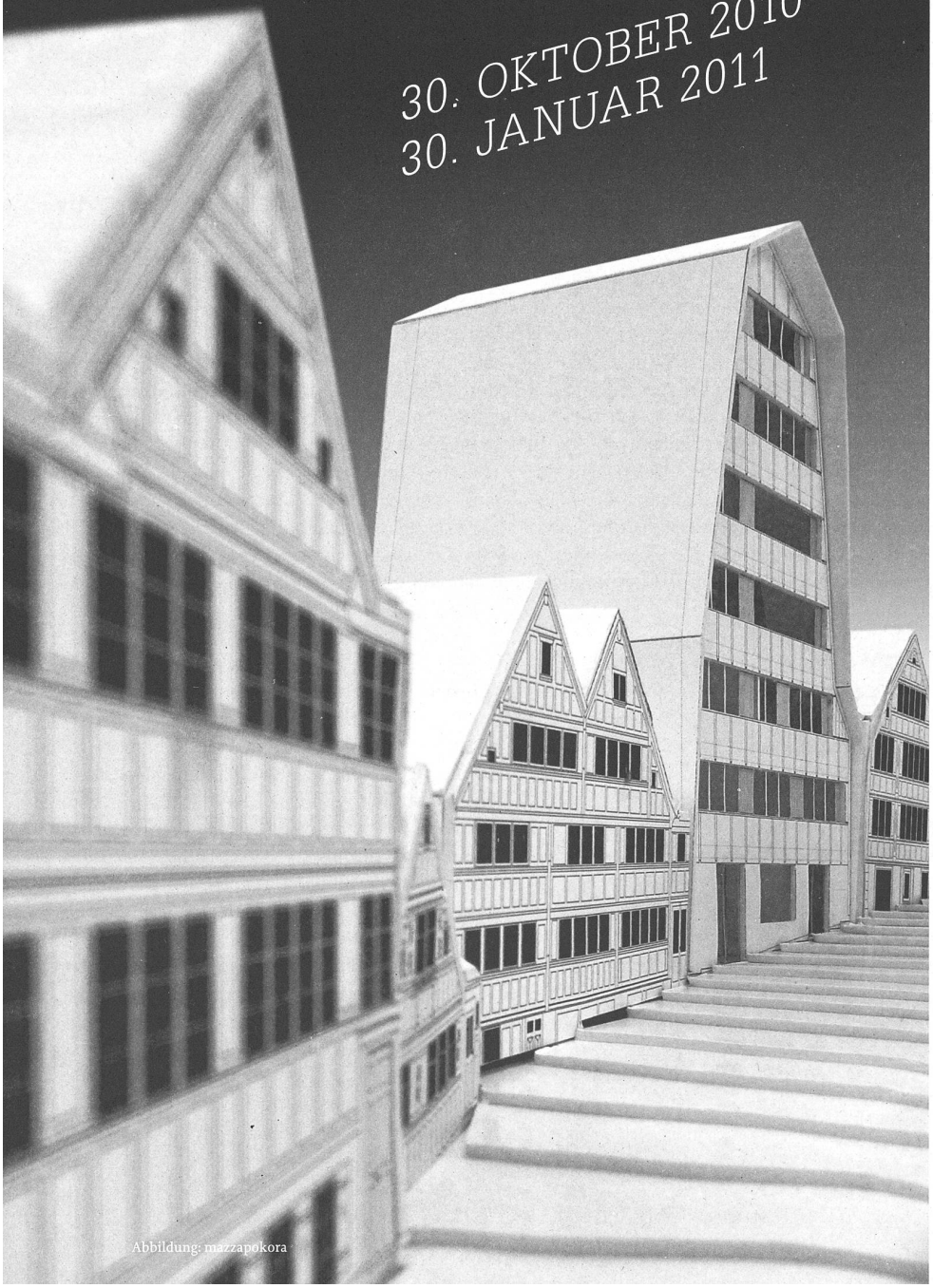


Abbildung: mazzapokora

APPENZELLER
VOLKSKUNDE
MUSEUM STEIN AR

Begleitveranstaltungen

Montag 1. November 2010, 19.30 Uhr
Abschaffung der Ortsbildschutzzone

Jakob Brunnschweiler, Landamman Appenzell Ausserrhoden
Thomas Hasler, Architekt, Frauenfeld / Zürich
Fredi Altherr, Architekt, Denkmalpfleger Appenzell Ausserrhoden
Marina Hämmerle, Direktorin Vorarlberger Architektur Institut, Dornbirn

Moderation: Rahel Marti, Leitende Redaktorin Hochparterre, Zürich

Montag 15. November 2010, 19.30 Uhr
Baugesetze und Raumplanung – Absicht und Realität

Christian Wagner, Architekt, Trübbach
Monique Keller, Architektin Schweizer Heimatschutz, Zürich
Beat Consoni, Architekt, St. Gallen
Beat Rey, ERR Raumplaner, Herisau

Moderation: Markus Buschor, Architekt St. Gallen

Montag 29. November 2010, 19.30 Uhr
Entleerung der Dorfzentren

Ueli Widmer, Alt-Regierungsrat Appenzell Ausserrhoden
Jens Weber, Baupräsident Trogen
Christina Schumacher, Soziologin, FHNW Muttenz

Moderation: Köbi Gantenbein, Chefredaktor Hochparterre, Zürich

Mittwoch 19. Januar 2011, 19.30 Uhr
Zeitgenössische Handwerkskunst

Einführung: Andrea Deplazes, Architekt, Zürich / Chur

Roland Gnaiger, Architekt, Bregenz
Annette Gigon, Architektin, Zürich
Hannes Nägeli, Holzbauunternehmer, Gais

Moderation: Hanspeter Spörri, Journalist und Moderator, Teufen

Mittwoch 26. Januar 2011, 19.30 Uhr
Authentizität und Identität

Astrid Staufer, Architektin, Frauenfeld / Zürich
Nott Caviezel, Präsident EKD, Chefredaktor werk, bauen + wohnen, Zürich
Agathe Nisple, Kulturvermittlerin Appenzell

Moderation: Peter Röllin, Kultur- und Kunstwissenschaftler, Rapperswil

Führungen

Samstag 4. Dezember 2010, 14 Uhr
mit mazzapokora, Architekten Zürich
und Paul Knill, Präsident BSA, Architekt Herisau

Samstag 15. Januar 2011, 14 Uhr
mit Thomas Künzle, Architekt Zürich
und Vincenzo Maddalena, Architekt Basel

Sonntag 30. Januar 2011, 14 Uhr
mit Koller Koster Architekten, Appenzell / Zürich
und Beat Müller, Architekt Herisau

www.ar-kulturstiftung.ch
www.bauenimdorf.ch

Ausserrhodische
KULTUR
STIFTUNG

Darum wird man es sich wohl auch leisten, den Steuerfuss im nächsten Jahr zu senken. Das passt dann wohl den meisten. Auf dass man das gehäufte Frauenfelder Stadtvermögen, aber auch nur das Vermögen, verbrauche.

MATHIAS FREI, 1980,
ist Kulturveranstalter,
Slampoet, Texter und Gemeinderat.

WINTERTHUR

Verkapselte Abfälle

Jeden Morgen klopfe ich den hartgepressten Satz aus meiner Kaffeemaschine. Wenn ich den Zylinder ausspüle, ziehen sich braune Schlieren durch den Spültrog: körniger, brauner Dreck, der allmählich weggeschwemmt wird. Diese Anschaulichkeit organischer Abfälle ist manchem Kaffeetrinker verwehrt – denn es gibt Kapseln.

Ausserdem gibt es bei mir um die Ecke ein Einkaufszentrum, das nach der Art eines Lucky-Luke-Saloons konstruiert ist: Von einem Industriegebäude ist nur noch die einladende Fassade zur Zürcherstrasse hin stehen geblieben. Dahinter regiert ein neuer Zweck und durch eine Reihe hoher Fenster sieht man von unten rechts nach oben links ein Rollförderband die Kundschaft in den ersten Stock befördern. An einer anderen Ecke des Sulzerareals wurde jüngst ein anderes Industriegebäude mit Restaurants, Bars und Kinosälen aufgefüllt. Auch hier steht nur noch die Hülle aus den hergebrachten Backsteinen, dahinter hat sich die Beliebigkeit materialisiert: mit Saturn, Hulk und vorabgenutzten Innenwänden, als habe der Trend zur verschlissen zu kaufenden Jeans auf das Innenausbau-Segment übergegriffen.

Ich sitze in einem der Kinosäle, wo die Filme erfreulicherweise in Originalsprache gezeigt werden, um Anton Corbijns «The American» zu sehen. Corbijn hat den notorischen Kaffeetrinker George Clooney als verfolgten Killer beim Stillhalten gefilmt – in einem Städtchen Namens Castel del Monte in den kargen Abruzzen. Er tut dies exzessiv, in Close-ups und in Totalen, in denen sich der Schauspieler von unten links nach oben rechts bewegt und vice versa; ein Film, der die Fläche ausstellt. Ist es Kalkül, dass in der örtlichen Bar, wo der fremde Gast angespannt seine lähmenden Abende verbringt, der Film «Spiel mir das Lied vom Tod» über einen Flachbildschirm geht? Na, was machst du jetzt, Americano?

Organische Abfälle sind anschaulicher. Bild: pd

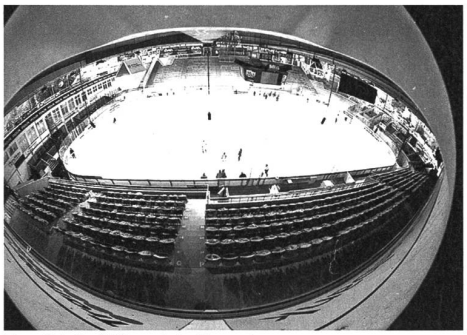
Er wirft sich einer Prostituierten in die Arme. Diese Beziehung entspinnt sich als platte Romanze am Bach; doch daraus gewinnt der Film tatsächlich an Tiefe. Am Bach, von der üppigen Frau als «un paradiso» bezeichnet, ist einfältiges Grün. Hier erblüht allerhand Kraut, wächst kreuz und quer durcheinander, wenn es nicht gerade in lehmigen Bremsspuren zerdrückt wird. Man kann fast schon den Moder riechen und wo man hinspuckt, keimt es. Stellt man dies gegen Corbijns Landschaftsaufnahmen – glatte Kulissen für Mensch und Auto oder die Raumaufteilung der Gassen des Städtchens, die Interieurs – so könnte der Kontrast grösser nicht sein: hier artifizielle Fläche, da indifferente Tiefe. Was für eine grandiose ästhetische Abqualifizierung! Clooney flieht schliesslich nicht nur vor seinen Häschern, sondern auch vor seiner oberflächlichen Erscheinungsweise, und, von einer Kugel getroffen, zu seiner Geliebten ins fertile Paradiso; dahin, wo keine Ästhetik reicht, sondern fast nur Natur ist und die schiere Blödigkeit der Symbole herrscht: Busen und Hintern und Schmetterlinge. Dem Schmetterling, der in der Schlusseinstellung auffliegt, um übersinnfällig die ausgehauchte Seele des Killers zu repräsentieren, dieser Kapsel der Kultur, man möchte ihr mit einem Händeklatsch den Garaus machen; um der Anschaulichkeit organischer Abfälle willen.

WENDELIN BRÜHWILER, 1982,
würde in Wahrheit keiner Fliege was zu Leide tun.

TOGGENBURG

Tal der Könige

Das Toggenburg ist die sportliche Schatzkammer des Kantons St.Gallen. Ich bin stolz, dass dieses Tal als ein Tal der Superlative gilt. Sportliche Höchstleistungen, wahrscheinlich durch die klimatischen, rauen Bedingungen und die ungewohnte Härte und Sturheit der Bewohner gefördert, bringen es ans Tageslicht. Ein Tal der Könige und der Bösen. Jörg Abderhalden, der dreifache Schwingerkönig, Simon Alder, der Nachwuchs-Kranzschwinger, die NLA Volley-Toggenburg-Spielerinnen und die vier von fünf Scheiwiller Jungs, die an ihrem Traum von Supermotorrad- und Cross-Titeln hart arbeiten. Aber auch der «Vogelmensch» Walter Steiner, zweifacher Weltmeister und Olympia-Zweiter 1972 in Sapporo, «Simi» Ammann, Doppelolympiasieger und Gesamtweltcupsieger 2010, ehemalige Skistars wie Maria Walliser oder Nationalhelden des Fussballs prägen das Tal. Jawohl, richtig gehört. Obwohl die Fussballplätze von Ebnat-Kappel und Wattwil an sommerliche Spielplätze für Familien und Indianerfeste erinnern – nicht an Förderplätze für Fussballprofis. Es muss auch nicht alles vergoldet und masslos überteuert, geschweige denn protzig kalkuliert und fehlinvestiert sein. Man braucht keine VIP-Lounge zur Sportförderung – man wünscht es sich bloss. Denken wir an Moreno Costanzo, einer der besten Spieler der Schweizer Super League. Er ist aus dem Wattwiler Club FC Bunt 1929 als bisher



Eine Eishalle fehlt noch im Toggenburg. Bild: pd

grösstes Talent hervorgegangen. Das Toggenburg ist stolz. Oder sein Chindsgifreund, ein Export-Star und Nationalligaspieler. Er spielt nicht etwa in der Schweizer Nati, sondern in der Montenegrinischen Nationalmannschaft – und er tribbelt aktuell beim FC Luzern. Elsad Zverotic. Ebenfalls aufgewachsen und gefördert beim Wattwiler Club FC Bunt 1929. Diese beiden «Toggenburger» Fussballer spielen mit viel Disziplin auf internationalem Niveau. Schade nur, dass man in St.Gallen keine Ausschau im Toggenburg nach Fussballprofis hält.

Ich als nicht Fussballspezialistin lerne mit der Zeit die Talschaft in Sachen Sportvielfalt zu schätzen. Meistens. Was uns noch fehlt, ist eine Eishalle. Eine möglichst grosse – das wär was. Eine eisgekühlte Wahnsinnshalle mitten in der Industriezone Wattwils, nähe Bahnhof mit Sicht in die Berge. Den Namen hätte ich auch schon: «Toggenburg-Gold-Arena». So etwas bringt Helden hervor! In unserem Tal müssten wir uns auch keine Sorgen machen über die Sicherheit. Wer randaliert und schlägert schon im Tal der «Bösen» – also keine Mehrauslagen für Polizeieinsätze. Finanziert durch das positive Image, eine Quersubvention durch freiwillige Profilierungsabgaben der Mitte-Rechtsparteien, einige VIPs aus der florierenden Toggenburger Wirtschaft und dem Mitleidsbonus des Kantons. Warum ich mich als «Grüne» so sehr erwärme für diesen eiskalten, «brutalen» Sport? Ich bin mit Eishockey aufgewachsen. Ich liebe diesen schnellen, harten, kalten Sport – und unser Sohn auch. Er reist mit dem GA und seiner riesengrossen Trainingstasche seit Jahren dreimal pro Woche nach Rapperswil oder Herisau ins Training. An den Wochenenden, die Mutter mit ihm an seine Spiele. Sonntag morgen um vier Uhr, auf noch ungepflügten Strassen, fluchend Schneeketten montierend (kein Offroader), dem Ziel im Schneesturm noch müde entgegen tuckernd, bis zum Mannschaftsbus. Dies, weil in dieser Liga der Match morgens um sieben Uhr irgendwo in der Schweiz stattfindet, um die Eishallen auszulasten. Es wär so schön, an einem Wintermorgen gemütlich eine halbe Stunde bevor das Spiel beginnt aufzustehen. Träumen wir weiter – aber Sportlerwünsche werden im Toggenburg halt eher wahr.

DANIELA VETSCH BÖHI, 1968,
Wattwil, Mutter eines Eishockeysohnes
und einer Rollstuhlsport-Tochter.

«Für die Bahn zahlen wir alle»

Der St.Galler Bruno Eberle ist der Sprecher des SBB-Kundenbeirats und setzt sich beim Konzern für die Belange der Zugfahrenden ein. Nach gut einem Jahr im Amt zieht er Bilanz.

von HARRY ROSENBAUM

Was will die schiere Masse von rund 900'000 Fahrgästen, die täglich auf den SBB-Zügen anzutreffen ist? «Ganz einfach», sagt Bruno Eberle, «die Leute wollen von A nach B kommen und das einigermassen pünktlich und komfortabel.» Wie sich im Gespräch mit dem 58-jährigen St.Galler zeigt, ist die Bewerkstelligung der Kundenzufriedenheit aber nicht ganz so einfach wie der rudimentäre Zweck des Bahnfahrens. Eberle ist Sprecher des 29-köpfigen Kundenbeirates bei den SBB, den es nun seit knapp einem Jahr gibt. Dazu schreiben die Bundesbahnen auf ihrer Website: «Da uns die Meinung unserer Kundinnen und Kunden sehr interessiert, haben wir zusätzlich zum SBB-Kundendienst und zu regelmässigen Befragungen zur Kundenzufriedenheit den Kundenbeirat ins Leben gerufen, damit ausgewählte Reisende eine Plattform zum Mitdenken, Hinterfragen und Mitgestalten erhalten.»

Wie das umgesetzt wird, erklärt der frühere St.Galler Gemeinderat (LdU) Bruno Eberle so: «25 Frauen und Männer unterschiedlichen Alters, Viel- und Wenigfahrer, Reisende mit und ohne Familie, Behinderte, 1.- und 2.-Klassfahrer sowie Geschäfts- und Privatreisende treffen sich viermal im Jahr in Bern mit der Konzernleitung und weiteren SBB-Leuten zu ganztägigen Sitzungen und diskutieren ihre Anliegen nach Themenschwerpunkten. Als Vertreter von Interessengruppen gehören auch Mitglieder der Stiftung für Konsumentenschutz, der Fédération Romande des Consommateurs, Pro Bahn Schweiz und der IG öffentlicher Verkehr dem Gremium an.» Der Kundenbeirat richte sich mit kunden- und qualitätsorientierten Empfehlungen an die Konzernleitung, sagt Eberle weiter. Entscheidungs- oder Weisungsbefugnisse hat er keine. «Um Kontinuität zu schaffen und die Kontakte zu vertiefen, können über das Intranet auch ausserhalb der offiziellen Sitzungen von den Mitgliedern des Kundenbeirates Anliegen bei den zuständigen Verantwortungsträgern des Konzerns vorgebracht werden.»

Die Skepsis ist verflogen

Die Idee kommt aus Deutschland, wo die Bahn, aber auch andere grosse Unternehmen schon länger über solche Einrichtungen verfügen. Die Kundenbeiräte der SBB sind während drei Jahren im Amt. «Bei der ersten Sitzung im September vor einem Jahr erschienen die Leute der SBB mit grosser Skepsis. Sie waren an eine Institution wie die unsrige nicht gewöhnt und wussten schon gar nicht, was sie mit uns anstellen sollen», erinnert sich Eberle an die Phase des gegenseitigen Beschnupperns. «Das Thema an dieser ersten Sitzung war Sicherheit und Sauberkeit in den Zügen. Die SBB erschienen mit grossem personellem Aufgebot: zwölf Leute – vom Kondukteur über die Bahnhofsangestellte bis hin zum Chef der Bahnpolizei. Die Gespräche waren intensiv und das Eis schnell gebrochen.» Man habe sich in Arbeitsgruppen aufgeteilt und in diesem überschaubaren Rahmen beidseits Ernsthaftigkeit und Kompetenz in der Sache bewiesen und auch Zugang zueinander gefunden.

Konzern will kein «Gschtürm»

Ein Eindruck, den Eberle aus diesem ersten Jahr beim SBB-Kundenbeirat gewonnen hat, ist der, dass viele Sitzungsgeschäfte unterschiedliche Gewichtung bei den Parteien erfahren: «Was wir wichtig nehmen, ist bei unseren Partnern teilweise unwichtig und umgekehrt. Das hat sich vor allem in der Sitzung, wo es um den Regionalverkehr gegangen ist, deutlich gezeigt.» Unter anderem sei auch über die immer wieder von den Kunden kritisierte Verbindung St.Gallen–Chur gesprochen worden. Ein hoher SBB-Kader habe das Rollmaterial auf dieser Strecke selber als «Museumsbahn» kategorisiert und trotzdem kein Verständnis für die Ungeduld der Bahnbenützer gezeigt, indem er einfach auf das Stichjahr 2013 verwiesen habe. Dann kämen auf der Strecke die modernsten Doppelstockzüge zum Einsatz. Man sollte nach Auffassung des SBB-Managers kein «Gschtürm» veranstalten. «Bei der Konzernleitung der SBB denkt man manchmal in Zeitdimensionen, die wir im Kundenbeirat nicht nachvollziehen können», kommentiert Eberle. «Der Bahnkunde und wir als seine Interessenvertreter wollen gravierende Qualitätsprobleme jetzt gelöst haben und nicht erst in drei Jahren.»

Der Kundenbeirat ist aber auch einsichtsfähig. «Wir akzeptieren beispielsweise, dass in Spitzenzeiten des Pendlerverkehrs nicht einfach zusätzliche Waggons an die Züge angehängt werden, um allen Reisenden einen Sitzplatz anbieten zu können», sagt Eberle. «Das ist technisch wegen der Länge der Perrons vielfach nicht möglich.» Ebenso seien Entlastungszüge nicht immer den Kundenwünschen entsprechend einsetzbar. Auf viel befahrenen Strecken wie Bern–Zürich lasse es die eh schon grosse Verkehrsdichte schlicht nicht zu.

Versuchslabor für Kundenbeziehungen

In der Regel mache der Kundenbeirat gute und überlegte Vorschläge, sei aber nicht die Urquelle der Ideen. «Im Grosskonzern SBB ist alles, was wir vorbringen, sicher schon einmal aufgetaucht und erwogen worden», sagt Eberle und gesteht auch den Partnern bei der Problemlösung das magische Lämpchen zu, das im Kopf plötzlich angeht. «Lösungen wollen wir schliesslich alle. Nur tut sich der SBB-Konzern dabei manchmal etwas schwerer, weil er schon der Grösse wegen träger ist als wir», witzelt Eberle. «Der Kundenbeirat ist vor allem auch ein Versuchslabor, wo die SBB-Leute und wir Ideen einbringen und wichtige Erfahrungen in den Kundenbeziehungen machen», meint der Kundensprecher schliesslich mit versöhnlichem Pathos.

Was jetzt tatsächlich Sorgen bereite – auf beiden Seiten – seien die steigenden Kosten des Bahnbetriebs, streicht Eberle heraus. «Sie werden über Tariferhöhungen abgewälzt, wie die bereits auf kommenden Dezember angekündigten 5,9 Prozent. Wie zu hören ist, wird in Zukunft jährlich um weitere drei Prozent aufgeschlagen. Das geht so natürlich nicht. Wir sind mit Erhöhungen nur einverstanden, wenn diese in nachvollziehbarem Rahmen erfolgen, das heisst im Rahmen der Teuerung und der Infrastrukturinvestitionen. Die Tarifpolitik muss unbedingt transparent sein», sagt Eberle. «Die Krux ist: Für die Bahn zahlen wir alle. Wenn nicht über steigende Tarife, dann halt über die Steuern.» ◆

POLITIKER UND ANALYST.
Bruno Eberle absolvierte eine kaufmännische Lehre bei einer Treuhandgesellschaft und war anschliessend während rund dreissig Jahren als Banker, hauptsächlich im Wertschriftenbereich, tätig. Er ist ein politisches Urgestein und war während sechzehn Jahren (bis zur Auflösung der Partei im Jahr 2000) LdU-Gemeinderat in der Stadt St.Gallen. In dieser Funktion sass er auch in der GPK und war deren Präsident. Zudem hatte Eberle ein Mandat im Migros-Genossenschaftsrat.
Vor Wahlen reissen sich die regionalen Medien um den integren Lokalpolitiker, der sich trotz vorzeitigem Ruhestand weiterhin ungebremst für die Arbeit im Dienst der Öffentlichkeit einsetzt. Eberle hat die Gabe, Wahlergebnisse ziemlich genau vorauszusagen. Dafür hat er seine eigene Methode entwickelt und bezieht in seine Prognosen akribisch vorausgegangene Wahlergebnisse, tragende Tendenzen und aktuelle Trends mit ein. Indikatoren sind jeweils auch Wahlausgänge in anderen Kantonen und nationale Ausmarchungen unter den Parteien. Seriöse Analyse der Fakten und ein magisches Gefühl für Zahlen sind die Ingredienzien der erstaunlich genauen Eberle-Voraussagen. *(hr)*

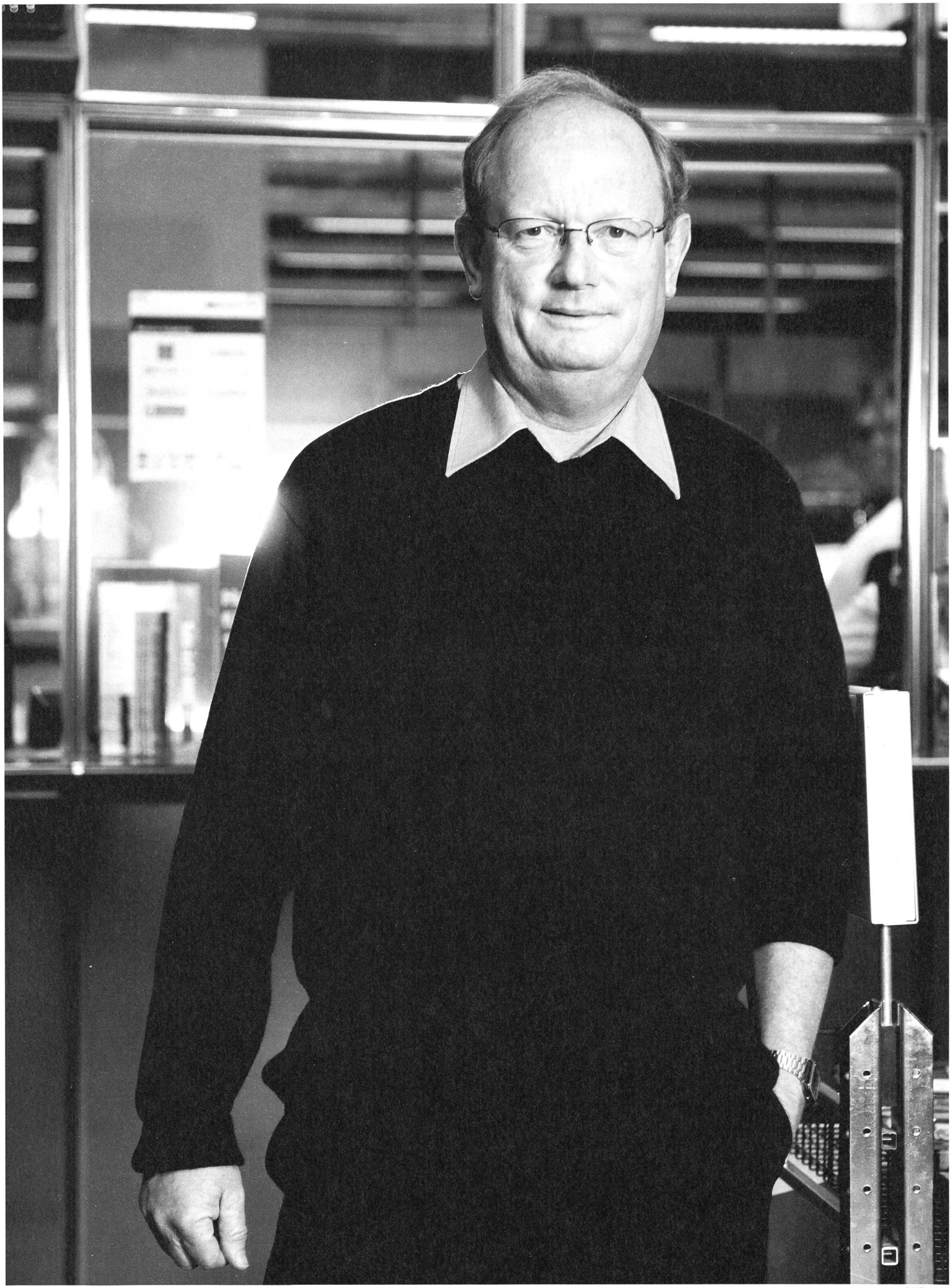


Bild: Tine Edel

Verschärfen bis gar niemand mehr draus kommt

Nur mit juristischem Hick-Hack gelingt der Parcours durch den Gesetzesdschungel im Asylwesen. Nun fordern die Ausschaffungsinitiative und deren Gegenschlag noch mehr Verschärfungen.

von ANDREA KESSLER

«Minimalleistungen sind gerechtfertigt, da bei Personen ohne Aufenthaltsrecht weder Integrationsinteressen noch Sozialkontakte zu gewährleisten sind.» Das schreibt das St.Galler Justizdepartement als Antwort auf den Wunsch eines Vaters, eine Unterkunft in der Nähe seiner Kinder zu bekommen. Oder wenigstens finanzielle Unterstützung, damit er sie besuchen kann. Carlos* ist einem Container in Mels zugewiesen. Von dort nach Diepoldsau zu seinen Kindern kostet das Zugbillett retour 28.80 Franken. Würde er sich im Container aufhalten, bekäme er täglich acht Franken Nothilfe. Die Unterkunft ruft aber Existenzängste in ihm hervor, und so bleibt er ihr fern.

Seit zehn Jahren lebt Carlos mit seiner Familie in der Schweiz. Zwei seiner Kinder sind hier geboren. «Wir sind Schweizer, keine Afrikaner. Das sagen meine Kinder», erklärt Vanessa* und lacht leise. Ausser dem Namensbändchen, das ihnen im Spital Altstätten umgebunden wurde, haben sie nichts Offizielles erhalten. Keine Geburtsscheine. Keine Papiere. «‹Herkunft unbekannt›, heisst es.» Vanessa schüttelt den Kopf. Die Behörden nehmen aufgrund ihres Dialektes an, sie komme aus dem Kongo und nicht aus Angola. Daher gilt «Herkunft unbekannt» auch für ihre Kinder.

Im Juni 1999 kommen Vanessa und ihr vier Monate altes Baby mit dem Flugzeug in Genf an. Das Bundesamt für Migration schickt die frankophone Frau in das Durchgangsheim Neckermühle in der Deutschschweiz. Ihrem Mann Carlos gelingt die Flucht aus Angola in die Schweiz ein halbes Jahr später. Auch er spricht Französisch und wird nicht in der Westschweiz untergebracht. Nur per Zufall entdecken sie einander an einem Fest in Zürich. Carlos darf den Kanton wechseln und zu seiner Frau und seinem Kind nach Diepoldsau ziehen.

Im Container

«Bis im Januar 2008 ist es relativ gut gegangen», sagt Vanessa. Die Kinder gehen im Dorf zur Schule und die Familie erhält Sozialhilfe. Doch dann ändert sich die Situation. Der fünfköpfigen Familie steht ab dem 1. Januar 2008 nur noch Nothilfe zu, 126 Franken pro Woche. Der Sozialhilfestopp für abgewiesene Asylbewerber wurde als Verschärfung mit der Asylgesetzänderung im September 2006 eingeführt und trat 2008 in Kraft. Die finanziellen und psychischen Belastungen der Nothilfe und des damit zusammenhängenden Arbeitsverbotes – weder einer bezahlten noch einer freiwilligen Arbeit darf nachgegangen werden – lassen die Ehe zerbrechen. Vanessa trennt sich von Carlos. Er kommt nach Schwarzenbach. Seine drei Mädchen vermissen ihn, aber er sieht sie kaum, das Geld reicht nicht. Auch Vanessa würde es sich wünschen, könnte er in der Nähe der Kinder sein. Sie weiss, wie sehr sie aneinander hängen. Später wird Carlos nach Mels in den Container umgeteilt.

«Auf zwanzig Quadratmetern sind für acht Leute Schlafplätze eingerichtet. Zurzeit leben fünf da. Es gibt drei Stühle, aber keinen Tisch, keine Privatsphäre, keinen Schrank, um persönliche Dinge aufzubewahren. Sogar ein Rechaud hat man ihnen wieder weggenommen», beschreibt Maya Leu vom Solidaritätsnetz Ostschweiz die Zustände im Container. Sie betreut die Familie und setzt sich ein, wo sie kann. Sie trifft Vanessa und die Kinder, redet Carlos gut zu. Sie telefoniert mit den Behörden, schreibt Briefe. Im August einen an Regierungsrätin Karin Keller-Sutter. Sie beschreibt die Situation der Familie und zitiert Empfehlungen der Sozialdirektorenkonferenz, in denen es heisst, dass auf das Prinzip der Individualisierung zu achten sei. Oder die Richtlinien der Vereinigung der St.Galler Gemeindepräsidentinnen und -präsidenten, in denen festgehalten ist, dass eine Änderung der Unterkunft aufgrund «familiärer Konstellationen» gerechtfertigt ist. Die Antwort bleibt: Es sollen keine Anreize fürs Bleiben geschaffen werden.

Zusammenwohnen nicht erlaubt

Vor einigen Jahren wurde auf die «familiäre Konstellation» und ein damit zusammenhängendes Kantonswechselgesuch der Äthiopierin Rahel Mengesha nicht eingetreten. Sie kommt 1997 in die Schweiz und wird dem Kanton St.Gallen zugeteilt. Nach einem ablehnenden Asylentscheid bleibt sie in der Schweiz, Äthiopien verweigert ihr die Rückkehr. Ihren Mann, ebenfalls ein Äthiopier, lernt sie erst hier kennen. Sie heiraten 2002 standesamtlich und Rahel Mengesha beantragt einen Kantonswechsel, um bei ihrem Ehemann in Lausanne leben zu können. Das Bundesamt für Migration (BfM) gibt dem Antrag nicht statt. Grund ist der abgelehnte Asylentscheid. Rahel Mengesha lebt trotzdem bei ihrem Mann. Am 2. Dezember 2003 wird sie verhaftet und in Handschellen nach St.Gallen zurückgebracht. Die Sozialleistungen werden ihr gekürzt.

> «Tatsächlich haben ihre Mandantin und ihr Ehemann kein Recht auf ständigen Aufenthalt in der Schweiz. In einer solchen Situation kann das Recht auf Achtung des Privat- und Familienlebens nicht anerkannt werden.»

«Es war die St.Galler Polizei, die Frau Mengesha in Lausanne geholt hat. Mit der Einwilligung der waadtländischen Polizei. Ich weiss nicht wieso», sagt Karine Povlakic, die Rechtsvertretung der zwei Äthiopier vom Service d'Aide juridique aux exilé-es in Lausanne. Der Leiter des Asylbereichs beim Ausländeramt St.Gallen, René Hungerbühler, sagt, es sei nicht möglich, dass die St.Galler Polizei bis Lausanne gefahren sei, um jemanden zu holen. Auch, dass es die waadtländische Polizei gewesen ist, sei unwahrscheinlich, denn: «Zuführungen werden von der Securitas durchgeführt.»

Die Konferenz der kantonalen Justiz- und Polizeidirektorinnen und -direktoren hat zusammen mit dem Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement bereits vor zehn Jahren der privaten Sicherheitsfirma Securitas den Auftrag gegeben, interkantonale Überführungen – «Train-Street» – durchzuführen. Hungerbühler

ist der konkrete Fall allerdings nicht bekannt und bei der Beobachtungsstelle und dem Solidaritätsnetz der Ostschweiz hat Rahel Mengesha ihren Fall nicht gemeldet und um Hilfe gebeten. Verifizieren, welche Polizei Rahel Mengesha festgenommen und nach St.Gallen überführt hat, kann nur, wer Zugang zu ihren Akten hat. Aus Datenschutzgründen gibt es keine Auskunft dazu; weder vom BfM noch vom Eidgenössischen Justizdepartement. Im frei zugänglichen Dossier des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte in Strassburg (EGMR) steht lediglich vermerkt, dass Rahel Mengesha auf den Polizeiposten in Lausanne berufen und dort festgenommen wurde. Ohne ihr Gelegenheit zu geben, noch einmal bei ihrem Ehemann daheim vorbeizugehen, um sich für die Reise umzuziehen oder vorzubereiten, wurde sie nach St.Gallen zurückgebracht.

Das Menschenrecht auf Familie

Das äthiopische Ehepaar kämpft mit der Rechtshilfe in Lausanne weiter und legt Rekurs ein. Das Eidgenössische Justizdepartement lehnt ab. Daraufhin bitten sie das BfM, den Fall in Hinsicht auf die Achtung des Familien- und Privatlebens neu zu beurteilen. Abgelehnt. Trotz des Artikels 22 der Asylverordnung: «Ein Kantonswechsel wird vom BfM nur bei Zustimmung beider Kantone, bei Anspruch auf Einheit der Familie oder bei schwerwiegender Gefährdung der asylsuchenden Person oder anderer Personen verfügt.» Das BfM begründet die Ablehnung in einem Schreiben an den Rechtshilfedienst: «Tatsächlich haben ihre Mandantin und ihr Ehemann kein Recht auf ständigen Aufenthalt in der Schweiz. In einer solchen Situation kann das Recht auf Achtung des Privat- und Familienlebens nicht anerkannt werden.»

Der Kerngedanke der Menschenrechte ist aber der, dass sie allen Menschen eigen sind. Die Verwurzelung dieser Rechte reicht in Europa weit zurück, über die Aufklärung und die Französische Revolution hinaus. Die ältesten, niedergeschriebenen Menschenrechte Europas liegen gleich hinter dem Bodensee. In Memmingen haben sich im Jahr 1525 Bauern zusammengeschlossen und gegenüber dem Schwäbischen Bund zwölf Rechte formuliert. Der dritte der «Zwölf Artikel» sagt: «… dass uns Christus mit all seinem kostbaren Blutvergiessen erlöst und erkauft hat, den Hirten gleich als den Höchsten, keinen ausgenommen. Darum erfindet sich mit der Schrift, dass wir frei sind und sein wollen.» Daraus leitet sich der Grundgedanke aller Menschenrechtskonventionen, dass alle Menschen gleich und mit gleichen Rechten ausgestattet sind, leicht ab. Das BfM fällt seinen ablehnenden Entscheid ungeachtet dessen und betont, dass es seine Sichtweise trotz einer Befürwortung des Wechsels durch den Kanton Waadt nicht ändert. Laut Hungerbühler hätte auch der Kanton St.Gallen, «allgemein bei Kantonswechseln in diese Richtung», nicht hinderlich im Weg gestanden.

2005 bringt das äthiopische Ehepaar den Fall vor den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Strassburg. Diesen Sommer, am 29. Juli, fällt der Gerichtshof sein Urteil: Verletzung des Artikels 8: «Recht auf Achtung des Privat- und Familienlebens.»

Umsetzung des Urteils

Während der Fall in Strassburg begutachtet wird, geht der Spiessrutenlauf für das Ehepaar weiter. Er beginnt 2007 mit einem positiven Bescheid. Daniel Kimfe, der Ehemann, erhält eine befristete Aufenthaltsbewilligung vom Kanton Waadt. Möglich geworden durch die Teilrevision des Asylgesetzes 2006, das neu auch die Kantone befugt, Aufenthaltsbewilligungen an Personen zu erteilen, die schon seit mindestens fünf Jahren in der Schweiz sind und deren Aufenthaltsort immer bekannt war. Rahel Mengesha macht daraufhin Familienzusammenführung geltend und beantragt erneut einen Kantonswechsel. Er wird als unzulässig abgelehnt, «da das Asylverfahren noch nicht abgeschlossen sei». Das Ehepaar legt beim Verwaltungsgericht Berufung ein, denn ihr Asylverfahren ist bereits seit dem 8. Juni 1998 beendet. Nun kommen Schreiben ins Rollen, die im Sommer 2008 Rahel Mengesha endlich das Recht geben, zu ihrem Ehemann zu ziehen.

Seit die Schweiz am 28. November 1974 die Europäische Menschenrechtskonvention ratifiziert hat, ist die Rechtsprechung des EGMR verbindlich. Trotzdem glauben Frank Schürmann vom Eidgenössischen Justizdepartement, der die Schweiz auch im Fall von Rahel Mengesha vor dem Gerichtshof für Menschenrechte vertreten hat, und die Pressesprecherin des Bundesamtes für Migration kaum, dass nun die Gesetze angepasst werden müssen. Aber es sei möglich, dass die Praxis geändert werde, betont Schürmann: «In Zukunft müssen die Entscheidungen in vergleichbaren Fällen im Lichte dieses Urteils gefällt werden.»

Abwägen oder Automatisieren

Den persönlichen Schicksalen durch Ermessen und Abwägen, durch Berücksichtigung der individuellen Situation gerecht zu werden und die Asylbewerber nicht kollektiv über den Kamm des Gesetzes zu zerren, wird in den Asylbestimmungen, in Empfehlungen und Verordnungen immer wieder betont. Bei der kommenden Abstimmung über die Ausschaffungsinitiative werden Automatismen verlangt und Rechtswege ausgeschlossen. Welche Problematik sich daraus ergeben kann, zeigt sich heute schon im Dublin-Abkommen. Flüchtlinge werden meist ohne Prüfung des Einzelfalles in die Länder rücküberstellt, in denen sie ihr erstes Asylgesuch gestellt haben. Drittstaaten wie Griechenland sind überfordert, die Verfahren sind zäh, die medizinische Betreuung ungenügend. Aber nicht nur gegenüber dem Dublin-Abkommen haben Menschenrechtsbeobachter Zweifel aufgrund von Verstössen gegen das Non-Refoulement-Gesetz angemeldet; auch rund um die Ausschaffungsinitiative wird darüber diskutiert. Nach bestehender Praxis werden straffällig gewordene Ausländer bereits ausgewiesen, die Initiative fordert nun eine weitere Verschärfung durch einen ständig erweiterbaren Verbrechenskatalog und eine damit zusammenhängende automatische Ausweisung. Rückschiebungen können aber unzulässig oder unzumutbar aufgrund von Krieg, Bürgerkrieg oder medizinischer Notlagen sein. Wird ein anerkannter Flüchtling straffällig, wird abgewogen, was höher zu gewichten ist: das persönliche Interesse des Flüchtlings oder das Vollzugsinteresse des Landes. Mit der geforderten Automatisierung der Initiative und des Gegenentwurfes wird das Abwägen eliminiert – dabei kommen die persönlichen Umstände so schon kaum zum Tragen. Mit einem Mindestmass an Menschenrechtsempfinden – Hand aufs Herz – würde es keiner Ehefrau verboten werden, bei ihrem Ehemann zu wohnen, keinem Familienvater, in der Nähe seiner Kinder zu leben. ◆

**Name von der Redaktion geändert.*

AUSSCHAFFUNGSINITIATIVE

Am 28. November 1974 trat die Schweiz der Europäischen Menschenrechtskonvention bei. Am 28. November 2010 stimmt sie über die Ausschaffungsinitiative ab, die Menschenrechte verletzt. Lanciert von der SVP, soll bei Annahme ein Verbrechenskatalog aufgestellt werden, der zur automatischen Ausweisung der Ausländer führen soll. Die Initiative verstösst nicht nur gegen die Genfer Flüchtlingskonvention, die Europäischen Menschenrechtskonvention und gegen die UN-Menschenrechtscharta, sondern auch gegen die Schweizerische Bundesverfassung. Auch hier ist das Non-Refoulement-Gesetz festgeschrieben – kein Flüchtling darf in ein Land zurückgeschoben werden, in welchem ihm Verfolgung und Tod drohen. Wird ein Ausländer straffällig, muss eine Ausweisung verhältnismässig sein und abgewogen werden. Durch die automatische Ausweisung wäre dies nicht möglich und daher praktisch nicht umsetzbar. Der Gegenvorschlag geht bezüglich des Verbrechenskataloges aber noch weiter als die Initiative. Nach heutiger Gesetzgebung werden straffällig gewordene und rechtskräftig verurteilte Ausländer bereits ausgewiesen. *(ak)*

In eine neue Epoche gezügelt

25 Jahre unabhängige Kinokultur in St.Gallen: Das Kinok hat Geburtstag. *SABIN SCHREIBER,* von Beginn an den Initiantinnen, Betreibern und Filmenthusiastinnen verbunden, trifft sich mit Sandra Meier, Franco Carrer und Peter Liechti am neuen Spielort in der Lokremise und schaut zurück.

Es begann 1983 mit den Kinoki, die ihr mobiles Kino an den ungewöhnlichsten Orten in und um St.Gallen aufbauten. Eine starke Erinnerung bleibt der Film «Sturm über Asien» (Wsewolod Pudowkin, 1928) oben am Freudenberg: Es ist Winter, Projektionsfläche ist der glatte Schnee. Eliosch, der Maremma-Schäfer, trottet ins Bild, Gelächter. Steff Schwald ruft seinen Hund zurück, Eliosch hüpft zurück ins Dunkel, die Spuren bleiben.

Wir treffen uns an der Kinokbar in der Lokremise, Peter reicht mir eine Fotografie: Derselbe Anlass, der Lichtwurf des Projektors auf verschneiter Landschaft, Menschen stehen im Schnee. Die lange Belichtungszeit macht das Foto zur Daguerreotypie. Peter führt aus: «Die eigentlichen Kinoki, das war eine Gruppe sowjetischer Filmpioniere um Regisseur Dziga Vertov. Sie entwickelten eine eigene Filmsprache. Der russische Konstruktivismus, die russischen Stummfilme waren damals ganz wichtig für uns. Bei der Aktion am Freudenberg war ich Zuschauer und fotografierte, Roman Signer machte eine Lichtschau. Es war ein superschöner Anlass. Budaz, der Operateur, sass oben im Giebel der Scheune. Das gab es damals noch nicht, war auch keine Eventkultur, sondern eine klare Referenz an eine bestimmte Zeit der Filmgeschichte.»

Ein «Avantgarde-Feeling»

Die Aufführungen der Kinoki in St.Gallen waren legendär: Eisensteins «Alexander Newski» im Volksbad; Tarkowskis «Stalker» in der Kehrichtverbrennungsanlage; Vertovs «Der Mann mit der Kamera» in der Kaverne des Kraftwerks Kubel. Die Zeit war reif, es galt, die Stadt zu erobern und sie eigenmächtig zu bespielen. In der bewegten Subkultur der Achtziger mischten sich ästhetische und politische Bedürfnisse. Aus dieser Aufbruch- und Gründerstimmung heraus entstanden Projekte und Institutionen, die heute noch Bestand haben: Grabenhalle, Engel, Kunsthalle, Frauenbibliothek.

Peter: «Die Kinoki waren Felix Kälin, Peter Kamm, Hugo 'Budaz' Keller und ich. Wir kannten uns schon länger, waren Teil einer kleinen, überschaubaren Kulturszene. Als Filmer stand ich damals ganz am Anfang. Meine Motivation fürs Kino kam aus dem Machen heraus. Bei meinem ersten Film (‹Sommerhügel›, 1984) wirkten neben Walter Grawit und andern auch Kinokis mit: Felix kommt vor, Budaz war an der Kamera.» Peter spricht vom «Avantgarde-Feeling», es ging aber nicht um Agitation im Underground: «Wir sahen uns alle als Künstler, wollten Anlässe mit hohem Standard machen. Wer sich sonst noch dafür interessierte, war weniger wichtig. Wir waren auf naive Art elitär, bildeten einen harten Kern. Im Grunde genommen mussten wir zunächst selbst herausfinden, was das war, was wir da machten.»

Der Verein K59

Im März 1985 gründeten die Kinokis und weitere Interessierte in der Spanischen Weinhalle den Verein K59. 59, das ist die Summe der damals gängigen Filmformate: acht, sechzehn und 35 Millimeter. Als das Kino Apollo, ein typisches Vorstadtkino in St.Fiden, zur Vermietung ausgeschrieben wurde, gab es kein Halten mehr. Peter: «Jörg Eigenmann, Christian Jost und ich, wir sassen bei mir zu Hause, riefen die Leute an. Wir waren euphorisch.» Er erinnert sich aber auch an mühsame Sitzungen: «Einmal kamen enorm viele Leute. Alle vertraten irgendeine Interessensgruppe, es wurde nur gestritten. Das waren, grob gesagt, keine Filmfreaks, sondern ideologisch motivierte Leute: Die Frauen sollten egalitär vertreten sein, die SP, die radikale Linke, für die Dritte Welt wurde Platz reklamiert. Da bestand offensichtlich ein Vakuum, und alles vermischte sich in dieser Sitzung. Wir, die wir einfach gutes Kino machen, gute Filme sehen wollten, gingen fast unter. Danach hab ich mich zurückgezogen, ich hatte keine Geduld. Zum Glück haben einige Filmbegeisterte die Sache knochenhart durchgezogen.»

Für die Testphase erhielt der Verein rund 100'000 Franken von Stadt und Kanton. Danach subventionierte die Stadt den Betrieb jährlich mit 70'000 Franken. Die übrigen Mittel setzten sich zusammen aus den Billetteinnahmen, den Mitgliederbeiträgen und Hunderten von Stunden Gratisarbeit.

Kinoplakate wurden Ikonen

Das K59 startete im November 1985 in St.Fiden. Franco Carrer, der seit Dezember 1986 dabei ist, erinnert sich: «Zu diesem Zeitpunkt hatte sich die Gruppe weitgehend konsolidiert. Sie bestand aus Leuten, die Kino machen wollten.» Franco hatte in Basel Innenarchitektur und Design studiert. Er ging oft ins Kino, belegte Filmkurse und entdeckte die Vielfalt des Filmuniversums. Zurück in St.Gallen wurde er eingeladen, sich im K59 zu engagieren: «Ich war an den Sitzungen, machte die Kasse. Die Programme machten wir zusammen. Von Andreas Niedermann lernte ich die Arbeit des Operateurs. Dann kam der Umbau, den habe ich geplant. Die Neueröffnung war im Juni 1987.»

Allmählich veränderten sich die Strukturen des Betriebes. Die Programmation, anfänglich ein Gemeinschaftswerk, begann sich auf einzelne Personen zu konzentrieren. Wer Zeit hatte und präsent war, erarbeitete sich die nötigen Kompetenzen und verfügte damit auch über mehr Einfluss. «Zu Beginn wurden andere Filme gezeigt als in der Ära Niedermann. Plötzlich zeigte das K59 Gangsterfilme», erinnert sich Peter. «Diese Prägungen waren aber auch wichtig, das fand ich immer sehr lebendig. Die Gruppe konnte nicht kollektiv funktionieren, man wäre nie auf den Punkt gekommen.»

Die Identifikation mit dem Kinomachen zeigte sich auch in der Plakatgestaltung. Viele waren grafisch versiert: Jörg Eigenmann, Budaz oder Franco. Manche Kinoplakate wurden zu Ikonen und hingen über Jahre in WG-Küchen und Familienstuben. Später wurde die Plakatgestaltung delegiert. Die Resultate waren zuweilen fantastisch, manchen fehlte aber auch der filmische Blick. Vor wenigen Jahren folgte der Wechsel zu den Programmheften. Die Beschreibung der Vielzahl der Filme brauchte mehr Platz. Zudem zwang das Plakatierungsverbot der Stadt zu einer Änderung des Werbekonzeptes.

Eine neue Phase

Im Oktober 1990 erfolgte die Umbenennung in Kinok. Etwas später wurde die Leitung als Personalstelle definiert und öffentlich ausgeschrieben. Sandra Meier bewarb sich und wurde gewählt. Sie erzählt: «Ich kam über die Arbeit mit ‹Frauen hinter der Kamera› dazu. Ich war eine Film-Afficionada, ging ins Kino wie in die Kirche, habe all die grossen Filme der Filmgeschichte andächtig aufgesogen. Als junge Frau setzte ich mich mit den schwierigsten Werken auseinander, oft ohne Untertitel. Sowas mutet sich heute niemand mehr zu. Ich wollte diese Bilderwelt sehen. Wir arbeiteten die Filmgeschichte auf, überall, und die Programmkinos spielten dabei eine wichtige Rolle.»

In der Leitungsfunktion hatten zuvor mehrere Wechsel stattgefunden, was dem Betrieb geschadet hat: «Filmarbeit ist hochkomplexe Arbeit, du brauchst viel Wissen, die Kopien, die Rechte, die Kontakte zu den Verleihern. Die Infos müssen akribisch zusammengetragen werden. Wenn Leute weggehen, dann geht auch

viel Wissen verloren.» Gleichzeitig musste sie sich am Bestehenden abarbeiten, was nicht immer einfach war. Peter ergänzt: «Du verkörperst eine neue Phase des Kinok. Vorher befand es sich im Aufbau. Mit dir kam der Wunsch nach Konsolidierung, nach einer Institution, die zu einem festen Bestandteil wird im kulturellen Leben der Stadt. Das war bei fast allen dieser Betriebe so: Entweder sie verschwanden oder es kam der Moment der Professionalisierung. Du kannst nicht jahrzehntelang auf Freiwilligkeit und Zufall aufbauen.» Sandra: «Auch der Filmmarkt veränderte sich, wir mussten schneller programmieren und es gab auch mehr Arbeit.» Das Kinok löste sich vom Image des verstaubten Alternativkinos. Dank einer pragmatischen Öffnung stiegen die Eintritte langsam, aber stetig.

V. l. n. r.: Sandra Meier, Peter Liechti, Franco Carrer, Sabin Schreiber. Bild: Tobias Siebrecht

Die Kinoki projizierten 1983 auf den Schnee. Bild: Privatsammlung

Immer noch mobiles Kino

Sandra war es auch, welche die Suche nach einem Kinosaal im Zentrum vorantrieb: «Ich wollte immer weg von St.Fiden, es gab dort keine Entwicklungsmöglichkeiten.» Franco ergänzt: «Wir hätten wohl noch ein Jahr weitermachen können, doch alles war am Anschlag, die Projektoren, die Tonanlage, die Bestuhlung. Ein Umbau wäre teuer geworden und dafür hätte uns niemand Geld gegeben. Die Ansprüche sind gestiegen. Stell dir vor, wie wir früher draussen projizierten: sechzehn Millimeter, mit einem Leintuch als Leinwand – da kommt heute niemand mehr.» Franco war gerne in St.Fiden: «Ich sah dieses Baby aufwachsen und es tut auch weh, den Ort zu verlassen. Nun sind wir hier und es hat sich gelohnt. Der Blick öffnet sich, das bauliche Ensemble inspiriert, unser Büro im Badhaus, der Zugsverkehr, es wird weit.»

Die mobilen Anfänge prägen das Kinok bis heute. Die Projektionen ausserhalb des Kinosaals ermöglichten Filmerlebnisse, die weit über die Leinwand hinausgingen. Mit der Lokremise ist das Kinok seit Jahren verbunden. Erste Programme entstanden von 2002 bis 2004 in Zusammenhang mit den Ausstellungen der Galerie Hauser & Wirth.

Diese Mobilität sorgte auch für Bewegung in den Köpfen und war der Motor für das Projekt Lokremise. Als Hauser & Wirth 2004 auszogen, verhandelte das Kinok mit der SBB. Brigitte Kemmann kam 2005 zum Kinok und trieb die Sache mit voran. Auch das Theater St.Gallen war von den Räumen begeistert. Sandra: «Ohne Theater wäre der Kanton nicht eingestiegen. Es war eine Chance für alle Institutionen, aber auch ein Wagnis. Wir mussten uns in einen Verbund mit verschiedenen Akteuren einbringen, doch es bestehen keinerlei Berührungsängste.»

«Lebendig bleiben»

Das Kinok will die Vielfalt des Filmschaffens und das filmhistorische Erbe präsentieren. Damit schlägt es den Bogen zurück zu den Kinoki. Ich frage Peter, ob sie wohl zugepackt hätten, hätten sie damals eine ähnliche Chance gehabt. Eine schwierige Frage, schliesslich verstand man sich als Subkultur, die sich von der bürgerlichen Elitekultur abgrenzte. Hier zeigt sich der Wandel in den vergangenen 25 Jahren. Peter: «So logisch wie sich die ganze technische Entwicklung verändert hat, so logisch musste sich auch das Kinok verändern. Es geht nicht nur um den Weg zu einer professionell geführten Institution. Der ganze Kinomarkt war und ist im Umbruch. Der Kinobetrieb ist direkt an Technologien und Medienentwicklung gebunden. Hätte das Kinok dies verschlafen, es würde nicht mehr bestehen. Der Prozess muss sich verändern, muss lebendig bleiben. Du kannst nicht sagen, ich will die Jungen herholen und gleichzeitig einen Grossvaterbetrieb führen.» Heute ist die Bilderflut gewaltig und niemand lehrt die Heranwachsenden, damit umzugehen: bei den Bildern fehlt die Bildung. «Lerne luege» nennt es Peter, das wäre eine gesellschaftliche Aufgabe. Sandra: «Für mich ist der Kinoraum ein bedrohter Raum. Ich möchte, dass die Leute sich bewusst werden, dass hier ein gemeinsames Filmerlebnis stattfindet. Du begibst dich in die Magie des Mediums, konzentrierst dich auf die Leinwand. Du bist alleine und doch mitten in der Öffentlichkeit.»

Das Kinok in der Lokremise hat sich losgelöst von der Kinokultur mit Foyer und Leuchtreklame. Es fehlen die Schaufenster mit den Plakaten, die in die Nacht leuchten. In St.Fiden entliess mich der Kinosaal geradewegs ins Freie. Auf dem Heimweg hatte ich Zeit, ohne Ablenkung über das eben Gesehene nachzusinnen. Heute kann ich nach der Vorstellung Platz nehmen im «Lokal» oder einen Blick in die Kunstausstellung werfen. Das Kinok bewegte sich vom Stadtrand mitten in ein neu entstehendes Zentrum rund um den Bahnhof. Peter spricht vom Abschluss einer Epoche, es öffnet sich etwas Neues.

KINOK IN DER LOKREMISE ST.GALLEN.
Retrospektive zu Peter Liechti.
Mehr Infos: www.kinok.ch

LOKREMISE ST.GALLEN.
Verleihung Kulturpreis der Stadt St.Gallen an Peter Liechti.
Samstag 6. November, 17 Uhr.

Der Pedant und seine Freizeit-Agenten

Ein St.Galler Polizist legte tausende Karteikarten und Dossiers über echte und vermeintliche Staatsfeinde an. – Wie Martin Spirig am Überwachungsstaat mitbaute.

von RALPH HUG

«Als Staatsfunktionär mit besonderen Aufgaben leitete und betreute ich den politischen Dienst der Kantonspolizei St.Gallen und befruchtete dabei diese Tätigkeit in allen ostschweizerischen Kantonen in Zusammenarbeit mit der schweizerischen Bundesanwaltschaft.» So stellt sich Martin Spirig (1884–1978) in seinen unveröffentlichten Memoiren vor und gibt gleich zu erkennen, dass er kein gewöhnlicher Beamter war.

Dass er mit der deutschen Sprache auf Kriegsfuss stand – das Zitat macht es deutlich –, tat seinem überhöhten Selbstbild keinen Abbruch. Womöglich hat ihn gar niemand im Polizeikorps auf dieses Defizit aufmerksam gemacht.

Auf sein Netz von Freizeit-Agenten war Spirig sehr stolz, es vermittelte ihm das Gefühl, über einen wirksamen Spionageapparat gebieten zu können.

Jedenfalls hielt es ihn nicht davon ab, seine Berufskarriere auf nicht weniger als 650 maschinengeschriebenen Seiten zuhanden der Nachwelt auszubreiten. Allerdings bekam seine Schrift niemand zu Gesicht, weil sie gar nie aus der Schublade kam. Ein Zufall spielte sie jedoch Historikern in die Hände, so dass es nun trotzdem möglich ist, Spirigs Rolle bei der Entstehung des schweizerischen «Fichenstaats» zu skizzieren.

Vom Redaktor zum Politermittler

Bevor er im Jahr 1932 zur Kantonspolizei stiess, war Spirig ein unbedeutender Landjägerkorporal gewesen. Als «Unteroffizier» versah er auf dem Posten Gossau seinen Dienst. Wenig heroisch waren auch seine ersten Funktionen bei der Kapo im St.Galler Klosterhof. Er redigierte dort den Polizeianzeiger, in dem die zur Fahndung ausgeschriebenen Personen aufgeführt waren, und erstellte Statistiken für den Polizeidienst. 1935 wurde seine Arbeit plötzlich interessanter. Das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement schuf auf administrativem Weg eine Bundespolizei, die zuvor zweimal in Volksabstimmungen abgelehnt worden war (sog. Lex Häberlin I und II). Sie sollte unter Führung von Werner Balsiger und unter der Aufsicht von Bundesanwalt Franz Stämpfli gegen staatsgefährdende Gruppen ermitteln.

Im Visier der Bupo waren insbesondere die Umtriebe der Frontisten und Nationalsozialisten, die seit dem «Frontenfrühling» nach Hitlers Machtergreifung 1933 überall aus dem Boden krochen und eine Umgestaltung der helvetischen Demokratie in einen Führerstaat forderten. Unter Beobachtung standen aber auch Kommunisten und Antifaschisten, hier insbesondere die linken Emigranten, die vor Hitler und Mussolini in die Schweiz geflohen waren und nun jenseits der Grenze den Kampf gegen den verhassten Faschismus in Berlin und Rom organisierten. Immer mehr Aufträge gingen an die Kantonspolizeien, die vor Ort ermitteln sollten. Weil St.Gallen ein Grenzkanton und ein Brennpunkt sowohl der Nazi- als auch der antifaschistischen Agitation war, interessierte sich die Bundespolizei in besonderem Masse für den Osten. Martin Spirig hatte die Aufträge aus Bern zu erledigen und rückte so schlagartig in den Mittelpunkt. Vom Anzeigerredaktor wandelte er sich zum Staatsschützer und Politermittler. Und er war sich der Bedeutung der neuen Aufgabe bewusst: «Der Lebensabschnitt 1932–1950 umfasst die schwersten und verantwortungsvollsten meiner beinahe 42-jährigen Polizei-Berufsarbeit im Dienste des Standes St.Gallen.»

Gestapo-Kartei als Vorbild

Als «Abteilung Politische Polizei» in Person fühlte er sich höheren Instanzen, eben der Bundespolizei, verpflichtet. Dass er dies im Polizeikorps nicht verbarg, machte ihn nicht unbedingt beliebter. Mehrmals sah er Grund zur Klage, er werde in seinem neuen Amt nur ungenügend unterstützt, ja sogar von Neidern sabotiert. Vor allem der Mangel an Registrierkästen machte ihm zu schaffen. Seit er begonnen hatte, auf Karteikarten seine Beobachtungen festzuhalten und Personenfichen und Sachdossiers anzulegen, wuchs die Sammlung rasant. Bis zum Jahr 1939, dem Ausbruch des Weltkriegs, hatte er bereits 1263 Personen- und 270 Sachdossiers erstellt. Nach Kriegsende 1945 blickte er auf eine riesige Sammlung von 12'000 Registerkarten und 8'485 Dossiers. Es dürfte sich um eine zu jener Zeit einmalige Datensammlung gehandelt haben. Er selbst war stolz darauf: «Sagen darf ich, dass alle Kommandanten die Reichhaltigkeit der angelegten Registratur anerkannten.»

Interessant ist, dass Spirig wesentliche Impulse zum Aufbau seiner politischen Kartei von den Nationalsozialisten bezog. Die Gestapo verfügte seit 1933 über grosse Erfahrungen in der Verwaltung von Daten über Oppositionelle und Regimegegner. Dieses Wissen ermöglichte erst den Terror und die Repression im Nazistaat. Im Amtsverkehr mit der Gestapo in Lindau wurde Spirig bewusst, wie effizient die Deutschen grosse Mengen an Nachrichtenmaterial bewirtschafteten und für die politische Verfolgung einsetzten. Obwohl er keinen direkten Zugang hatte und nur über Mittelsmänner informiert wurde, diente ihm die Gestapo-Kartei als Vorbild für den Aufbau der eigenen politischen Registratur. Es darf somit gesagt werden, dass die Anfänge des «Fichenstaats Schweiz», also der systematischen Erfassung von politisch aktiven Personen und Gruppierungen, ihre Wurzeln auch im deutschen Nationalsozialismus haben, der diese Erfassungsmethoden praktizierte und perfektionierte.

Privates Spitzelnetzwerk

Da die Politische Abteilung nur aus Spirig selber bestand, fehlten personelle Ressourcen, um die wachsende Zahl von Überwachungs- und Rechercheaufträgen zu bewältigen. Spirig suchte dieses Manko zu beheben, indem er abends selber auf die Piste ging. Er besuchte Versammlungen linker und rechter Gruppen und erstellte anschliessend Rapporte. Die Überwachten kannten den «Schnüffler» von der Kapo längst. Nicht selten wurde er mit höhnischen Worten persönlich begrüsst. Er liess die Anfeindungen in stoischer Pflichterfüllung über sich ergehen und blieb sitzen. War er verhindert, so setzte er gelegentlich auch seine Ehefrau als Beobachterin ein. Es gelang ihm gar, einen Informanten in der lokalen KP-Führung anzuwerben, der ihn über die parteiinternen Diskussionen auf dem Laufenden hielt. Vermutlich liess sich dieser Mann, der beruflich einmal als Privatdetektiv und dann wieder als Nähmaschinenvertreter arbeitete, durch Geld zu seiner Spitzeltätigkeit überreden.

Martin Spirigs Überwachungsarbeit war nicht ganz so glamourös wie im Film. Bild: pd

Mit der Zeit hatte Spirig ein privates Spitzelnetz aufgezogen, das ihm Observationen und Erkenntnisse zutrug, die er dann in die Karteikarten eintrug. Die Informanten rekrutierte er aus dem Kreis lokaler Exponenten des Schweizerischen Vaterländischen Verbands (SVV), einer reaktionären Organisation, die im Nachgang des Generalstreiks von 1918 aus dem Verbund von Bürgerwehren entstanden war. Die SVV-Mitglieder sahen die Schweiz vom Bolschewismus bedroht und verstanden sich als paramilitärischer Staatsschutz, der im Falle einer Revolution zur Waffe greifen wollte. SVV-Exponenten in St.Gallen waren Oberst Philipp Heitz, der in der Textilfirma Stoffel & Co. eine leitende Funktion versah, sowie der katholisch-konservative Rechtsanwalt und Militärrichter Leo Eberle.

An der Wirklichkeit vorbei

Der stramme Militär Heitz war der Gründer der Bürgerwehr St.Gallen im Jahr 1919. Im Ernstfall eines politischen Umsturzes hätten sich die SVV-Mitglieder mit militärischer Ausrüstung und Proviant auf dem Klosterplatz eingefunden, und Eberle hätte als «Platzkommandant», dem unbedingter Gehorsam geschuldet war, seine «schiessfertigen» Getreuen im konterrevolutionären Abwehrkampf befehligt. Solche antikommunistischen Imaginationen lagen besonders in der Ostschweiz weitab von der Realität. Es gab zwar eine kleine Sektion der Kommunistischen Partei der Schweiz (KPS), aber ihre aktiven Mitglieder konnte man an einer Hand abzählen. Von Liberalen wurde der rechtsgewirkte SVV als Vereinigung fanatischer Spinner belächelt. Spirig jedoch hielt sie für aufrechte Patrioten und zudem für zuverlässig, obwohl eher das Gegenteil der Fall war. In den SVV-Rapporten wurde die marxistische Gefahr in einer Weise heraufbeschworen, als ob schon morgen die helvetische Oktoberrevolution bevorstünde. In einem Bericht hiess es gar, dass sich die Kommunisten angesichts der wachsenden internationalen Spannungen bewaffnen würden. Dieser Alarmismus ging völlig an der Realität vorbei.

Als selbsternannte Staatsschützer bespitzelten die SVV-Leute vorzugsweise die Versammlungen der Kommunisten, die vor allem versuchten, Arbeitslose zu rekrutieren und vor der Tonhalle Demos veranstalteten. Die SVV-Berichte wurden danach sowohl Spirig als auch direkt der Bundesanwaltschaft in Bern zugespielt. Der Vermerk «v.VV.» («vom Vaterländischen Verband») in den Fichen verweist jeweils auf diese Quellen. Ohne SVV hätte Spirig seine Karteikarten kaum derart füllen können. Die Qualität der enthaltenen Informationen ist oft mehr als fraglich. Aus quellenkritischer Sicht sind Personennamen und die Daten von Versammlungen, Kundgebungen und Veranstaltungen brauchbar, viel mehr aber nicht. Schon hier zeigte sich, dass Spirigs eifrige, aber auch unkritische und unprofessionelle Art des Nachrichtensammelns zu einer Masse von in der Praxis meist wertlosen Informationen führte. Diese glich eher Potemkinschen Dörfern als einem getreuen Abbild der politischen Vorgänge. Von hier führt eine direkte Linie zum Fichenskandal von 1989, in dem auf erschreckende Weise offenbar wurde, welch irrelevante Banalitäten in den Fichen vermerkt wurden («trinkt abends gern ein Bier»).

Paul Grüningers Untergebener

Spirig arbeitete offenbar mit SVV-nahem Nachwuchs zusammen, den er für seine Zwecke einspannen konnte. In den Memoiren spricht er von «patriotischen Jungmännern», die er als Vertrauensleute «für besondere Aufgaben» habe einsetzen können. Die jungen Leute standen in seinem Auftrag am Bahnhof, passten Reisende ab, beschatteten linke Kuriere, die marxistische Literatur über die Grenze schmuggelten oder heimlich Spanienkämpfer nach Zürich schleusten, und sie beobachteten die Versammlungsorte und Klubräume der Kommunisten an der Harfenbergstrasse und in der Kugelgasse. Auf dieses Netz von Freizeit-Agenten war Spirig sehr stolz, es vermittelte ihm das Gefühl, über einen wirksamen Spionageapparat gebieten zu können. Den er im übrigen auch für sich selbst gebrauchen konnte: Er sah sich nämlich sowohl von links als auch von rechts beschattet und verfolgt – wahrscheinlich eine Berufskrankheit.

Wenn er schreibt, dass er sich oft mit «verschwiegenen und gut gesinnten Schweizern» getroffen und beraten habe, so dürften damit ebenfalls die Rechtskreise um den SVV gemeint sein. Spirig sah darin nichts Ungehöriges, fühlte er sich doch in der Aufgabe bekräftigt, das Vaterland zu retten und es gegen «fremde, unschweizerische Einflüsse» zu schützen. Dank seinen freimütigen Bekenntnissen ist die diskrete Kooperation von Polizeibehörden und Rechtskreisen – bisher in der Literatur nur vermutet – klar belegt. Polizeikommandant Paul Grüninger, Spirigs formeller Vorgesetzter, wusste von dieser Zusammenarbeit und billigte sie. In einem Brief an Bundesanwalt Franz Stämpfli im März 1938 hielt Grüninger selber fest, dass «seine Organe» mit dem Sekretariat des SVV in St.Gallen zusammenarbeiten würden. Damit war niemand anderes als Martin Spirig gemeint. Der St.Galler «Welterretter» stand übrigens mit seinem Chef nicht auf gutem Fuss. Er hielt ihn für einen autoritären Vorgesetzten und fand keine allzu guten Worte über ihn.

Grundsatztreuer Christ

Ein eigentlicher «Linkenfresser» wie die Leute vom SVV war Spirig jedoch nicht. Die Umtriebe der nationalsozialistischen Grüppchen beschäftigten ihn mindestens ebensosehr wie jene der kommunistischen. Es ist wohl nicht falsch, darin einen xenophoben, antideutschen Reflex zu erkennen. Es galt eben, die Schweiz auch vor dem Zugriff Hitlers und seiner Schweizer Adlaten zu bewahren. Darum legte er auch Dossiers über die Nationale Front, den Bund treuer Eidgenossen, den Volksbund, die Eidgenössische Soziale Arbeiterpartei, die Eidgenössische Sammlung und weitere rechtsextreme Frontengruppen an. Er hielt die politischen Vorstellungen der «Erneuerer», wie sie damals im bürgerlichen Jargon verharmlosend bezeichnet wurden, für «unschweizerisch» und lehnte sie ab. Auch sonst hatte er für deren Personal wenig übrig: «Die Fronten-Nazi bestanden vielfach aus Grosstuern, Nichtskönnern u. Habenichtsen», schrieb er nicht unzutreffend. Er führte bekannte St.Galler Nazis wie Mario Karrer und Erwin Segmüller in seiner Registratur. Stadtbekannte Sympathisanten wie der Textilfabrikant Arnold Mettler und der städtische Polizeiinspektor Carl Kappeler tauchen ebenfalls in seinen Memoiren auf, wenn auch nur mit den Initialen M. und K. Die beiden waren 1935 zusammen an den Nürnberger Parteitag der NSDAP gereist, was einen derartigen Skandal auslöste, dass Kappeler seinen Job via vorzeitige Pensionierung aufgeben musste.

Ob Martin Spirig im Jahr 1950 mit der Überzeugung in Pension ging, die Schweiz vor dem drohenden Untergang gerettet zu haben, wissen wir nicht. Aber dies darf doch mit guten Gründen angenommen werden. Sein Selbstbild als «grundsatztreuer Christ», das auf seine Nähe zur Konservativen Partei schliessen lässt, dürfte bis zu seinem Tod im Jahr 1978 intakt geblieben sein. ◆

F.C. Brooklyn – Auf der Suche nach dem Kick in New York

Irgendwo findet immer ein Pick-Up Game statt ...

Es ist Sonntagnachmittag kurz vor 15 Uhr und im Zug, der von Manhattan her über die Brücke rattert, sitzen der japanische Student Yoshi Minagawa, der italienisch-deutsche Architekt Guido Furlanello und der lateinamerikanische Art Director Sam Fontanez. Bei der ersten Station nach der Brücke steigen sie aus und gehen von der Hochbahn hinunter zur Marcy Avenue und zum Broadway.

RODNEY PARK, Williamsburg

Einen Block weiter, direkt neben der viel befahrenen Stadtautobahn Brooklyn-Queens Expressway, warten auf einem kleinen, rot bemalten Hartplatz der französische Journalist Jean-Cosme Delaloye, der dänische Filmemacher Jesper Just, der serbische Internetzauberer Ivan Stamatovski und die Musikerin Heather Wagner auf die Zugreisenden – schnell werden Schuhe gewechselt, jemand fischt einen Ball aus einer Tasche, jongliert, passt, flankt.

Noch ist man erst zu siebt, kommt der schweiz-italienische Ballkünstler Fa Ventilato noch? Oder der Hüne aus Milwaukee, Nick Strini? Rund dreissig Namen stehen auf der E-Mail-Liste, die jeden Samstagabend ausgesandt wird und zum Sonntagsfussball auf dem eingezäunten Basketballfeld mit dem klingenden Namen Rodney Park South lädt. Die Spielerinnen und Spieler kommen aus etwa zwanzig verschiedenen Ländern, viele treffen sich seit über zehn Jahren hier oder auf einem der seltenen, aber doch über die ganze Stadt verstreuten Plätze, auf denen zumeist Einwanderer dem Sport frönen, der überall, ausser in der neuen Wahlheimat, König ist.

So international die Namen – Campbell, Mitchell, Neva, um noch ein paar weitere zu nennen – über die Lippen kommen und ein englisches Premier League Team bilden könnten, wir würden mit unserem losen Club kaum ein Senioren-Grümpelturnier in der Schweiz gewinnen. Sam kann auch nach zehn Jahren kaum einen Ball annehmen. Guido verrennt sich immer noch sinnlos, ohne zu passen. Ivan ist mit seinem Haar beschäftigt und verpasst die Flanke.

Doch darum geht es nicht – hier wird nicht geflucht und gefoult, geherrscht und gehorcht, und schon während des Spiels ist keiner dem anderen böse, sollte mal ein Bein unschön im Weg gewesen sein. Verlierer gibt es keine, nur Gewinner, sie werden neben dem Platz bei einem Bier zu Freunden.

EAST VILLAGE, Manhattan

Wer es richtig wissen und fussballerisch mithalten will mit zwanzigjährigen Pizzaiolos aus Brasilien oder Kolumbien und britischen Bullys, die als Junioren noch «back home» mit Wayne Rooney beim Everton F.C. kickten, geht entweder in den East River Park am Ostrand Manhattans auf der Höhe der Delancey Street oder an die Christie Street. Die Spiele dort sind hart und schnell, für verpasste Chancen wird man angeschnauzt, wer Fehlpässe schlägt, wird nicht mehr angespielt. Hier herrscht das Recht des Stärkeren, das sieht oft nicht schön aus: Die Schweizer Freunde Peter und Marc kamen einmal mit, der eine ging mit angerissenen Bändern vom Platz, der zweite mit einer gebrochenen Nase.

BATTERY PARK, Manhattan

Sie fanden im Schatten der Türme des World Trade Centers, auf einem kleinen, mit Bäumen umsäumten ovalen Flecken Rasen, einen friedlicheren Fussball. Hier gab die forsche Südstaatlerin Leane den Ton an, die versuchte, ihre Freundin von der Schönheit des Spiels zu überzeugen und europäische Rauhbeine mit Skepsis betrachtete. Es spielten schliesslich auch Kinder mit, deren Eltern auf den Bänken unter den Bäumen zusahen. Nach den Anschlägen vom 11. September 2001 war es dort aber vorbei mit der amerikanischen Idylle. Das Plätzchen war zwar ein Jahr später von Schutt und Asche geräumt, als George Bush im angrenzenden Wintergarten des World Financial Centers zum Uno-Dinner lud; unseren Ball konfiszierte das Sicherheitspersonal aber – er hätte als Bombe Richtung Politiker geschossen werden können.

Ballspiele sind unterdessen im herausgeputzten Parkareal des Jachthafens von Battery Park City nur noch auf dem dafür bestimmten, eingezäunten Areal – direkt neben dem sechsspurigen West Side Highway – erlaubt. Und wer

... auch für Gäste des Autoren. Bild: Damien Neva

sich eine teure Lizenz anschafft, darf mit seinem Team auf dem Dach der alten Parkgarage, die etwas weiter nördlich in den Hudson River gestellt wurde, kicken. Geht der Ball über Bord, darf man hoffen, dass die Jungs und Mädels vom Kayak Service nebenan ihn wieder aus den Wellen fischen.

CHELSEA PIERS, Manhattan
In den Sporthallen auf dem umgebauten Pier am Rande des Kunst- und Clubviertels Chelsea besteht das Risiko eines Ballverlustes nicht. Im mit Banden und Fangnetzen umgebenen Ring bleibt er immer im Spiel – schneller kann Fussball kaum sein, zehn Minuten maximal für den Raucher, ausgewechselt wird so rasch wie im Eishockey. Hier lädt der Uno-Botschafter Liechtensteins alle paar Monate zum Spiel. Zu den zwei Stunden Hi-Speed Fussball dürfen vom Diplomatenkollegen bis zum Uno-Putzpersonal alle kommen. Regelmässiger Gast und ausgezeichneter Mittelfeldregisseur war beispielsweise der britische Botschafter John Sawers, heute Chef des englischen Geheimdienstes SIS. So gut wie sein Namensvetter Terry ist er nicht, dem kanadischen Botschafter und seinem türkischen Kollegen spielte er den Ball aber stets gekonnt zu.

RIVER BANK STATE PARK, Harlem
«Wenn ich sterbe, möchte ich in meinem Fussball-Leibchen begraben werden», sagt Jose und deutet auf das Nationaltrikot, das dem grossen Argentinier locker über die Schulter hängt. «Man möge mir einen Ball mit in den Sarg legen, denn wo immer ich hinkomme – Fussball spielen will ich dort!» Hier oben in Harlem wird das samstägliche Fussballspiel zum Familienfest im Park. Girlanden werden aufgezogen, Musik erschallt. Wer nicht spielt, grilliert, rennt mit den Kindern um die Wette, schwatzt mit den Frauen: So soll das sein an einem Wochenende. Jose und sein Kollege Marcelo arbeiten unter der Woche in einem Supermarkt, jeden Samstag treffen sie sich hier mit ihren Familien und Freunden. «Jose freut sich jeweils schon am Montag wieder auf den Samstag», lacht Marcelo.

CENTRAL PARK, Manhattan
Wo sich die Welt im Grünen trifft, ist das runde Leder dabei. Das erste Mal im Shirt seines Lieblingsklubs oder -landes auf die grosse Wiese im Norden des Parks zu spazieren, ist eines der speziellen New-York-Erlebnisse. «You play?», wird man meistens aufgefordert, bevor man die Tasche abgelegt hat. Namen spielen keine Rolle, hier ist man «Switzerland», «Germany» oder «Juventus», und wer nicht mehr rennen mag, pflückt sich den nächsten Passanten als Ersatz. Der Nachteil des internationalen Geläufes: Es entstehen keine richtigen Teams, die Matches werden unberechenbar, Sololäufer sehen vor lauter Ball das Tor nicht, man riskiert, sich etwas verloren zu fühlen auf dem Feld. Im Central Park ist Fussball eher Showbühne, die zum schönen neuen Stadtbild gehört, denn Familie.

NEVADA SMITHS SOCCER BAR, Manhattan
Soeben ist es England nicht gelungen, gegen Montenegro ein Goal zu erzielen, während die Schweiz erstaunlicherweise Wales mit 4:1 abfertigte. Nicht, dass man die raren Schweizer Tore hier hätte sehen können: Über die zwanzig Flachbildschirme in der grössten Fussball-Bar Manhattans flimmerten zwar von Kasachstan über Dänemark und Zypern Spiele aus allen Ecken Europas, für Wales und die Schweiz interessierte sich aber – sorry, lads – niemand. Es ist nachmittags um halb fünf und wir stehen etwas ratlos vor dem Pub. Noch zwei Stunden lang ist es hell. Treffen wir uns in dreissig Minuten auf dem neuen Kunstrasen-Feld an der Kent Avenue in Williamsburg? Oder sollen wir hinüber nach Brooklyn zum Platz vor den Gerichtshöfen am Ende der Brooklyn Bridge? Hinauf in die Bronx in den Van Cortland Park oder zu den weitläufigen Feldern auf Wards Island unter der Triboro Bridge? Irgendwo findet immer ein Pick-up Game statt.

ROMAN ELSENER, 1967,
lebt als Journalist und Musiker seit 1996 in New York.